

# „Ich hab große Zuneigung zu Außenseitern“

**Neu im Kino** Wie ist es, wenn man tief im katholischen Oberschwaben feststellt, queer zu sein? Doch, es kann gut sein! Der vielfach preisgekrönte Dokumentarfilmer Douglas Wolfsperger beweist dies in seinem neuen Werk „Denn dieses Leben lebst nur du“.

**BERLIN.** Douglas Wolfsperger porträtiert in seinem Dokumentarfilm „Denn dieses Leben lebst nur du“ drei Menschen, die ihre Geschlechtsidentität angepasst haben. Im Interview spricht der Regisseur darüber, wie herausfordernd es gerade in der Provinz ist, von der etablierten Norm abzuweichen.

**Herr Wolfsperger, in Ihrem Film stellen Sie Menschen vor, die eine „Transition“ vollzogen haben, wie es fachlich heißt. Ganz allgemein gefragt: Wie ist es, in der eher konservativen ober- und südwestdeutschen Provinz anders zu sein als die anderen?**

Außenseiter haben es in Dörfern oder Kleinstädten, wo jeder jeden kennt, generell sehr schwer. Es kostet enorm viel Mut, die eigene Identität auch öffentlich zu leben, erst recht, wenn jemand transsexuell oder intersexuell ist, also zum Beispiel gestern noch wie ein Mann aussah und heute wie eine Frau. Solche Persönlichkeiten haben mich schon immer sehr interessiert. Ich habe eine große Zuneigung zu Außenseitern; vielleicht, weil ich als Künstler auch einer Minderheit angehöre.

**Welche Rolle spielen dabei Ihre eigenen Erfahrungen?**

Ich bin nicht queer, aber wenn jemand von der provinziellen Enge erzählt, die er in seiner Jugend erlebt hat, kann ich das gut nachvollziehen. Das Konstanz, in dem ich in den Sechziger- und Siebzigerjahren aufgewachsen bin, lässt sich mit der heutigen Zeit nicht vergleichen. Deshalb habe ich großen Respekt vor Menschen, die ihre sexuelle Identität in einer ähnlichen Umgebung offen ausleben und nicht in die Anonymität einer Großstadt flüchten.

**Wie sind Sie auf dieses Thema gekommen?**

Das hat sich über viele Jahre entwickelt. 2003 habe ich den Film „Die Blutritter“ gedreht. Vordergründig ging es darum um den Blutritt in Weingarten, aber eben auch um tief verwurzelte provinzielle Traditionen und unterdrückte Sexualität: Wenn man von der Norm abweicht, muss man das still und heimlich leben. Dann gab es 2015 den Kulturkampf in Baden-Württemberg und eine erbitterte Debatte über frühkindliche Sexualaufklärung. Damals habe ich Elisabeth aus Rot an der Rot kennengelernt, das ist ein kleines Dorf im Landkreis Biberach. Ihre Umgebung hat sie fünfzig Jahre als Mann erlebt, dann wurde sie plötzlich zur Frau. Elisabeth ist studierte Theologin und war Diakon, musste das Amt nach ihrer Transition jedoch aufgeben. Dieses Spannungsfeld hat mich fasziniert.

**In Ihrem Film geht es aber gar nicht so sehr um die Diskrepanz zwischen Schein und Sein. Warum werden die leidvollen Erfahrungen der Vergangenheit nur angedeutet?**

Zum einen wäre es filmisch schlicht nicht spannend genug, wenn jemand ellenlange Geschichten von früher erzählt, zum anderen wollten die Menschen, die ich vorstelle, auch lieber über das Hier und Jetzt sprechen. Viele Trans-Personen haben mit ihrer Vergangenheit derart konsequent abgeschlossen, dass sie nicht mal mehr ihren alten Namen aussprechen wollen.



Eine Szene aus Wolfspergers Doku „Denn dieses Leben lebst nur du“

**Es fällt auf, dass der Film insgesamt ein sehr positives Gefühl vermittelt. Weshalb haben Sie die Schattenseiten ausgeblendet?**

Bei meinen Recherchen habe ich in der Tat auch ganz andere Geschichten gehört, zum Beispiel von Menschen, die im Verlauf ihrer Transition 25 Operationen hatten. Bei einer TV-Dokumentation hätte die Redaktion bestimmt verlangt, dass ich auch eine solche Kontrastfigur vorstelle, um mehr Betroffenheit zu erzeugen, aber es gefällt mir ausgesprochen gut, wie sehr Gabriel, Melina und Elisabeth, die ich in meinem Film porträtiere, mit sich im Reinen sind.

**Is es nicht ohnehin ein Merkmal ihrer Filme, dass Sie Betroffenheit vermeiden wollen?**

Auf jeden Fall. Und natürlich spielt in diesem Zusammenhang auch eine Rolle, dass ich selbst eben nicht queer bin. Diese Frage kam zum Beispiel in den Fördergremien auf: Darf der denn dann überhaupt einen Film über dieses Thema drehen?

**Und, darf er?**

Natürlich! Ich muss ja auch kein Bäcker sein, um einen Film über das Backgewerbe zu machen. Es geht um Menschen und um meine Neugier auf ihre Geschichten. Außerdem habe ich von außen vermutlich einen entspannteren Blick auf das Thema als jemand, der einen Dokumentarfilm über seine eigenen Befindlichkeiten dreht.

**Gegen Ende des Films lassen sie ihr Trio mit Eugen Abler aus Bodnegg bei Ra-**

**vensburg diskutieren. Für den früheren CDU-Kommunalpolitiker ist Transsexualität so etwas wie eine Gotteslästerung. Welche Rolle spielt Religiosität in diesem Zusammenhang?**

Gerade in Oberschwaben und Südbaden ist der Katholizismus tief in den Köpfen und Herzen der Menschen verankert, das blockiert jede Form von freizügigem Denken. Ich war im Klosterinternat der Benediktiner-Abtei Weingarten, habe in meiner Jugend eine Überdosis Weihrauch abbekommen und weiß daher, wovon ich spreche. Elisabeth zum Beispiel ist sehr gläubig, hatte nach ihrer Transition großen Ärger mit der Kirche und ist bis heute sehr traurig darüber, dass sie nicht mehr Diakon sein darf, weil das Amt in der katholischen Kirche nur von Männern ausgeübt werden darf.

**Gabriel erzählt im Film von seinen Erfahrungen mit Psychotherapeuten, die seine Probleme nicht ernst genommen haben, als er noch ein Mädchen war. Ist das in der Provinz immer noch so?**

Das kann ich nicht beurteilen, aber ich gehe davon aus, dass sich Vieles zum Guten verändert hat, zumal es mittlerweile mehrere schwule Bürgermeister gibt. Vor zwanzig Jahren, als ich „Die Blutritter“ drehte, wäre das noch undenkbar gewesen; damals bildeten Katholizismus und Homosexualität eine explosive Mischung. Inzwischen wird auch in der Provinz der Christopher Street Day gefeiert. In dieser Hinsicht hat sich also Einiges deutlich weiterentwickelt, vor allem bei Homosexualität. Bei Trans-Menschen ist die Gesellschaft noch



Foto: Verleih/Joachim Gern

**„Je mehr Hass von Rechts in die Gesellschaft getragen wird, desto dringlicher wird es, gerade mit Jugendlichen über diese Themen zu sprechen.“**

**Douglas Wolfsperger**  
Filmemacher

## Vita und Werke

**Regisseur** Douglas Wolfsperger, geboren 1957 in Zürich, aufgewachsen in Konstanz, ist für Dokumentarfilme wie „Bellaria – So lange wir leben!“ (2001) oder „Wiedersehen mit Brundibar“ (2014) unter anderem mit dem Bayerischen Filmpreis, dem Ernst Lubitsch Preis und dem Prix Europa ausgezeichnet worden. Seine Jugend hat der Regisseur im Klosterinternat der Benediktiner-Abtei Weingarten verbracht. Seit 2024 ist er künstlerischer Leiter der Filmfestspiele Biberach. Wolfsperger hat zwei Töchter und lebt in Berlin.

**Start** Der Film „Denn dieses Leben lebst nur du“ ist seit 16. April in den Kinos. *tpg*

nicht so weit. Wenn die Kamera nicht lief, habe ich immer wieder bestürzende Ressentiments gehört.

**Ist das der Teil des Themas, den Eugen Abler als „alter weißer Mann“ repräsentiert?**

Ja, er ist die Stimme des ablehnenden Teils der Gesellschaft, wobei ich es ihm hoch anrechne, dass er sich auf das Gespräch eingelassen hat, das war durchaus mutig. Er war zunächst zögerlich, aber ich habe ihm versichert, dass ich ihm die Zeit geben würde, seine Haltung darzulegen.

**Ist dieser Film gerade auch mit Blick auf die jüngsten Wahlergebnisse heute womöglich wichtiger denn je?**

Unbedingt. Die letzten Jahre zeigen, dass viele Errungenschaften an Liberalität in Gefahr geraten. Je mehr Hass von Rechts in die Gesellschaft getragen wird, desto dringlicher wird es, gerade mit Jugendlichen über diese Themen zu sprechen.

Das Gespräch führte Tilmann P. Gangloff.

## Till Brönner kleidet Italien mit Jazz neu ein

Der Starttrompeter widmet dem Sehnsuchtsland der Deutschen in Stuttgart ein ganzes Programm.

VON THOMAS K. SLOTWINSKI

**STUTT GART.** Für irgendwas müssen Klischees ja gut sein. Zum Beispiel, um das Publikum eines...; nennen wir es: italienischen Abends in die Thematik einzustimmen. Als ein Italiener, der pünktlich ist, stellt sich Till Brönner dem Publikum im sehr gut gefüllten Beethoven-Saal der Liederhalle vor. Und weil man ja in Stuttgart ist, muss noch ein Gag aus der Autoindustrie an den Start, und zwar der vom Fiat als besonders zuverlässigem Auto.

Ansonsten hat das, was der deutsche Starttrompeter, der die ersten fünf Jahre seines Lebens in Rom verbracht hat, in zweieinviertel Stunden mit seiner fantastischen Band auf der Bühne zelebriert, zum Glück wenig mit den üblichen Bildern zu tun, die bemüht werden, wenn es um – wieder so ein Klischee – das Sehnsuchtsland der Deutschen geht.



Till Brönner  
Foto: Lg/F. Iannone

**Unentbehrliche Trompeten-Versionen**

Till Brönner will die „Erdverbundenheit, Weltgewandtheit und Stilsicherheit“, die er bei den Italienern ausgemacht hat, in Musik ausdrücken. Dass es funktioniert, zeigt der 54-Jährige in Stuttgart mit der für ihn typischen Mischung aus Perfektion, dem Mut zum musikalischen Exkurs und jenem feinen Humor, mit dem er Geschichten aus dem deutsch-italienischen Beziehungsgeflecht erzählt. Sein Lieblingswitz: Die Italiener respektieren die Deutschen, aber lieben sie nicht. Bei den Deutschen ist es umgekehrt. Alles klar?

Dann die Namen: Lucio Dalla, Paolo Conte, Ennio Morricone – das klingt nach Kunst und Kreativität; Helene Fischer eher nach Sachbearbeiterin im Finanzamt. Aber zugegeben: Mit dem Umlaut im Familiennamen Brönner haben die Italiener auch so ihre Schwierigkeiten. Dann doch lieber gleich Till, oder besser Tille mit kurzem e.

Natürlich steht in Stuttgart die Musik im Mittelpunkt: das neue Album „Italia“, erweitert um eine breite Palette anderer Songs made in Italy. Brönner wäre aber nicht Brönner, würde er sie nicht so arrangieren, dass ein völlig neues Klangerlebnis entsteht. Egal, ob er anfangs seinen üblichen Konzert-Opern „Estate“ spielt oder am Schluss „Dolce Vita“, bei der Brönner-Band hört sich alles zum Glück nach Dolce Vita in hochexplosiver Form an. Einer der musikalischen Glanzpunkte ist eine Bebop-Version des Klassikers „Volare“, in der nicht nur die Genialität des Professors für Jazztrompete deutlich wird, sondern auch die seiner Band: Mark Wyand am Saxofon erzeugt im Zusammenspiel mit dem Chefbast schon Bigband-Sound. Für den gebürtigen Ludwigsburger Olaf Polziehn, langjähriger Wegbegleiter Brönners, ist es ein Heimspiel. Der Pianist ist nicht allein; er hat mit Roberto di Giora einen virtuos aufspielenden Keyboarder an seiner Seite.

**Zum Finale „Turandot“**

Das musikalische Gehirn nahezu aller Brönner-Events ist Christian von Kaphengst, der mit seinem Bass optisch im Hintergrund bleibt, gleichwohl alle Fäden in der Hand hat. Mit ihm für den richtigen Rhythmus, aber auch für ein intelligentes Solo sorgt der Schlagzeuger David Hayners. Bruno Müller an den Gitarren kann nicht nur sanften Jazz, sondern zudem krachenden Rock. Die Sängerin Alessa Tavian kümmert sich darum, dass alles authentisch italienisch klingt.

Die Besucher in der Liederhalle feiern diese Botschafter Italiens frenetisch. Und gehen besesselt nach Hause, nachdem sie von Till Brönner und Olaf Polziehn mit einer entspannten Interpretation von Puccinis „Turandot“ verabschiedet wurden.

## „Maibaum-Hunters“ – Serie über Brauch

**MÜNCHEN.** Schwarz gekleidete Männer schleichen sich im Dunkeln hochkonzentriert – und auf der Hut vor dem Feind – an. Was wie eine paramilitärische Aktion klingt, ist der Brauch des Maibaum-Stehlehs. Im April hat der Maibaum-Klau – oder der Versuch – in Bayern wieder Hochkonjunktur. Ein großartiger Stoff für eine Dokumentation, dachte sich offenbar der Bayerische Rundfunk: Von Freitag (17. April) an sind fünf Folgen der Doku-Serie „Maibaum Hunters“ in der ARD-Mediathek zu sehen, im BR-Fernsehen linear dann am 30. April. *dpa*

## Ein Festival im Ausnahmezustand

Mit einer ungewöhnlichen Gala startet „3 Tage frei“ in Stuttgart.

Die Revue „Art of Protest“ spitzt die aktuelle Lage der freien Szene zu.

VON ANDREA KACHELRIEB

**STUTT GART.** The show must go on! Der Laptop muss hoch! Bühnenkünstler sind bekannt dafür, dass sie sich von nichts ausbremsen lassen. Doch Durchhaltevermögen scheint nicht die passende Antwort auf die aktuellen Krisen. Im Fall von „6 Tage frei“, dem alle zwei Jahre stattfindenden Festival der freien darstellenden Künste im Land, das am Mittwoch in Stuttgart im Theater Rampe eröffnet wurde, heißt das: Die Kürzung der Zuschüsse um 50 Prozent durch die kalamitäre Stadt Stuttgart wird nicht durch gesteigerte Selbstausbeutung kompensiert, sondern sichtbar gemacht.

„3 Tage frei“ heißt der Szenetreff in diesem Jahr und ist auf die halbe Dauer eingedampft. Als ob das nicht Anspannung genug wäre, gab's zum Start eine Protestgala. Aus 50 Einreichungen haben die Vertretungen der freien Szene sieben Beiträge ausgelost; unkuratiert, überraschend, bunt sollte die Eröffnung sein – und waren es auch. Vor dem

Saal, wo sonst die Zacke parkt, wurde auf einer flachen Bühne oder direkt im Publikum mit Staubsaugern und E-Gitarren laut musiziert und mit Witz gegen das Verschwinden der Kunst protestiert. Leonardo Rodrigues aus Heidelberg machte sich blank bis auf die Unterhose und schien in der Konfrontation mit seinem Schweiß danach zu suchen, wie Arbeit und Armut einen Körper zeichnen.

Viel Wut, etwas Hilflosigkeit: dieser Mix, der den Stuttgarter Beitrag von Yahi Nestor Gahe und Dorothea Lanz bestimmte, trifft sicherlich die Stimmung vieler. Die Kriege in der Welt und ihre unzähligen Toten, anderswo das Leben, das weitergeht, als wäre nichts, wäre da nicht der Schock an der Zapfsäule: Die Performer, die hinschauen will, redet sich für „The Art of Protest“ bewusst in Rage, um zu zeigen, wie eng Kunst und Politik gerade zusammenhängen. Der Tänzer vibriert dazu, als würde eine Explosion unmittelbar bevorstehen.

„Kürzen tut niemand gern“, die Rasanzer der Krise habe alle überrollt, sagte der Stutt-

garter Kulturamtsleiter Marc Gegenfurtner, als er auf der Bühne zum Sparkurs der Stadt befragt wurde. Dass auch in den Pflichtbereichen bald stärker gesparrt werden soll, kann der freien Szene kein Trost sein. Eher schon die Aussage von Claudia Rose, im Kunstministerium des Landes für Kultur zuständig, die den wichtigen Beitrag der Kunst zur Diskurskultur in der Demokratie betonte und benannte, was sich von ihr lernen lässt; zum Beispiel der Mut, immer wieder Anfänge zu wagen, um Neues in die Welt zu bringen.



Ronja Schweikert, Micha Schlüter, Viktoria Kasparik besingen das Verschwinden. Foto: ak